

LUCÍA LIJTMAER
DIE
HÄUTUNGEN

ROMAN SUHRKAMP



SV

LUCÍA LIJTMAER
DIE
HÄUTUNGEN
ROMAN

*Aus dem Spanischen
von Kirsten Brandt*

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Cauterio bei Editorial Anagrama, Barcelona.

Die Übersetzung dieses Buches wurde von
Acción Cultural Española (AC/E) unterstützt.



Erste Auflage 2024
Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
© 2022 by Lucía Lijtmaer.

Published in cooperation with
MB Agencia Literaria S.L through
Anoukh Foerg Literary Agency.

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Nurten Zeren, Berlin

Umschlagabbildungen: Collage aus Porträt einer Frau
in Schwarz von Johannes Conerlisz Verspronck, 1643, und
Porträt einer jungen Frau mit weißer Haube,
Umkreis von Pieter Pourbus, 16. Jh. (Gemälde Frauenkopf);
CSA-Printstock/iStock (Flammen); Darius Bashar/Unsplash
(Foto Frauenporträt); Nurten Zeren (Aquarell)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43143-6

www.suhrkamp.de

LUCÍA LIJTMAER

DIE
HÄUTUNGEN

*In baiting a mouse-trap with cheese,
always leave room for the mouse.*

The Square Egg, SAKI

*You'd better hope and pray
That you'll wake one day in
your own world.*

Stay, SHAKESPEARS SISTER

*Someone once told me that explaining is
an admission of failure.*

*I'm sure you remember, I was on the
phone with you, sweetheart.*

RICHARD SIKEN

1. PLAZA DE LES GLÒRIES (VORHER)

Lange Zeit will ich mich einfach nur umbringen. Ich stelle mir vor, wie es wäre, nicht mehr zu existieren, keinen Körper mehr zu haben, und die Idee erscheint mir unausweichlich und friedlich. Anfangs träume ich von der Stille eines Meeres aus Barbituraten, ein Meer wie nach einem Sturm, wie an einem wellenlosen karibischen Strand. Aber nach und nach werden meine Vorstellungen ausgefiltert, und schließlich setzt sich in meinem Kopf das Bild fest, wie sich der Fußboden meiner Wohnung an den Rändern nach unten wölbt, wie die Ecken zu Rutschbahnen werden, wie ich mich nicht mehr halten kann und hinuntersause, bis ich, als wäre das Ganze Teil eines sadistischen Experiments, in den Abgrund stürze und im Innenhof auf dem Asphalt aufschlage.

Aber ich bin feige und bringe mich nicht um.

Ich bin feige. Das ist wichtig für diese Geschichte.

Während ich mit dem Bus Nummer sieben zur Arbeit fahre, wandelt sich meine Fantasie nach und nach. Als ich eines Morgens an einer öden Kreuzung lauter Menschen mit verschlafenen Gesichtern und Tupperdosen im Rucksack stehen sehe, stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn die ganze Stadt als Folge des Klimawandels im Wasser versinkt.

An meinem Arbeitsplatz angekommen – einem Großraumbüro in einem Klotz aus Sichtbeton an der Plaza de les Glòries, einem dieser Meisterwerke der Sozialisten aus den Neunzigern –, wird das Bild konkret, und während ich Anrufe entgegennehme, male ich mir das Ende aus.

Während ich im Geiste Geraden zwischen der Diagonal Mar und der Calle Llacuna ziehe und Kommunikationspläne erar-

beite, die erläutern sollen, welche der heruntergekommenen Gebäude in der Calle Pallars zu schicken Hubs mit Wänden voller Farnkaskaden oder Logistikzentren umgebaut werden sollen, vernebeln braune Wassermassen meinen Blick und überschwemmen mein Gehirn.

Wenn die Polkappen schmelzen, wird Barcelona nach Venedig und Amsterdam als eine der ersten Städte von der Bildfläche verschwinden. Aufgrund seiner Hanglage mit zehn bis fünfzehn Prozent Gefälle erwischt es zuerst die Armen, die pakistanischen Taxifahrer im Raval, die Filipinas aus der Bäckerei in der Calle Sant Vicenç, Señora Quimeta in ihrem Kurzwarenladen, die Touris in der Barceloneta, und zwar ausnahmslos alle: die Niederländer und die Franzosen und die Engländer und die Italiener – niemand wird die Italiener vermissen. Securityleute, U-Bahn-Angestellte und die Verkäufer vom Mercado de Santa Caterina treiben in den Fluten. Der Llobregat versinkt mitsamt seinen Schilfhainen, der Besòs tritt über die Ufer, und seine Gewässer vereinen sich mit der Wasserfläche, die von Sant Adrià im Osten bis nach Cornellà im Westen reicht, die den Flughafen unter sich begräbt und Castelldefels hinwegfegt. Durch eine Laune des Schicksals bleibt der Sakya Tashi Ling, der buddhistische Tempel von Garraf, verschont, und die Häuser der Hippies in La Floresta stürzen nur deshalb nicht ein, weil sie auf Kalkböden stehen. Scheiß Hippies.

Das schlammige Wasser bedeckt alles. Die Snob-Weiber von El Putxet erwischt es garantiert zuletzt, die blöden Zicken, aber auch für sie gibt es kein Entrinnen. Mit ihren schimmernden Perlenketten, den milchkaffee-farben lackierten Fingernägeln und den perfekt gestylten Betonfrisuren schaukeln sie wie Gondeln die Calle Balmes hinunter, blau, tot und aufgedunsen, auf dem braunen Wasser, das alles, alles verschlingt, selbst die Jugendstilhäuser im Eixample. Es reißt die Filialen von Pans and Company hinweg, das Liceu und die Tattooläden in der Calle

Tallers. Es verschwinden die Bodegas, die mit ihrem Vintage-Mobiliar und den Fliesenböden mit aufgeklebtem Muster einen auf rustikale Dorfschänke machen. Das trübe, nach Kloake stinkende Wasser bedeckt uns alle. Ich weiß, dass die Toten es uns schon seit Jahrzehnten zuflüstern, aber wir wollten es nicht hören. Die reißenden Fluten verwandeln das Einkaufszentrum Maremagnum in einen Schutthaufen, genau wie die Fakultät für Audiovisuelle Kommunikation der Universität Pompeu Fabra. Und das Kino Icària Yelmo mitsamt seinen Matineevorstellungen.

Nachts erstelle ich Listen von allem, was der Anstieg des Meeresspiegels zerstören wird. Ich kann einfach nicht damit aufhören. Die Colònia Güell, das Nationaltheater, die Bingo-halle Billares, das Kunstzentrum Hangar, den gesamten Freihafen, das Finanzamt an der Plaza Letamendi, die Bar Lord Byron in der Calle València, das Theaterinstitut, die Kaserne in der Calle Bruc.

Das Sutton wird genauso verschwinden wie die Schokoladengeschäfte in der Calle Xuclà. Die »Golondrinas«, diese kleinen hölzernen, nach Diesel stinkenden Touristenboote, werden nicht mehr im Hafen liegen, sondern in irgendeinem Baum auf dem Montjuïc hängen. Dort wird das Wasser auch ein Liebespaar erwischen, das gerade voll zugange ist und deshalb mit heruntergelassenen Hosen stirbt.

Und weil ich dieses Bild im Kopf habe, verlange ich von jetzt an jedes Mal, wenn ich auf dem Rückweg von der Arbeit noch beim Supermarkt vorbeigehe, nach noch mehr Plastiktüten. Weil ich es kaum erwarten kann, dass wir alle ertrinken, lasse ich sämtliche Lichter in der Wohnung an und weigere mich, den Müll zu trennen. Könnte ich Auto fahren, würde ich mit Vollgas die Carretera de les Aigües entlangbrettern, mit hundertfünfzig Sachen über die Stadtautobahn rasen, im Tank einen hochgiftigen Treibstoff, von dem Pflanzen welken

und Wildschweine ersticken, irgendetwas, was den Prozess beschleunigt. Wollen wir uns nicht alle gemeinsam vergiften? Los, legen wir uns bei diesem gemeinsamen Ritual doch mal so richtig ins Zeug, geben wir alles, *once more with feeling*.

Aber ich schaffe es nicht. Also ziehe ich nach Madrid. Was ja im Grunde fast das Gleiche ist wie zu sterben.

I. DEBORAH UNTER DER ERDE

Bin ich noch am Leben?

Ich glaube nicht. Die Erde rings um mich herum ist staubtrocken, ganz anders als der dunkle Lehmboden meiner Kindheit. Die Erde auf meiner Stirn ist salzig, warum, verstehe ich nicht. Auch die Erde auf meinen Armen und zwischen meinen Beinen schmeckt nach Salz und Meer, ich kann kaum die Augen öffnen, bin von oben und von unten von Erde umgeben. Es heißt, dass Salz Blutungen stillen kann, aber im Laufe der Jahre habe ich gelernt, dass es auch alles zerfrisst und zerstört, was mit ihm in Berührung kommt.

Ich kann eigentlich gar nicht am Leben sein, auf meine Schultern drückt eine gewaltige Last, und trotzdem spüre ich keine Schmerzen, in meinen Lungen ist nichts, ich kenne diese Erde nicht, erinnere mich nicht an sie. Die Weiden meiner Kindheit waren feucht, von einem ausgewaschenen, stets von Wasser durchströmten Grün; die Wälder hingegen waren im Winter dunkel, und die schneidende Luft nahm dir den Atem, schabte wie ein Messer in dir. Jetzt ist in mir weder Luft noch Wasser, nur Zeit.

Nein, ich bin ganz bestimmt nicht am Leben, denn um mich herum kriechen die Würmer, weich wie Chinaseide, und kitzeln meine Haut.

Chinaseide. Der Duft nach exotischen Früchten. Die Erinnerung an unsere erste Nacht, nein, nicht jetzt, unser Blut hat keinen Platz in dieser mausgrauen Erde, jetzt, da ich leer bin, jetzt, da jemand mir die Eingeweide herausgerissen hat und mein Körper die ganze Last der Zeit und dieser fremden Erde trägt.

Ich muss mit dem Nachmittag beginnen, an dem er zu mir

nach Hause kam und um meine Hand anhielt, oder vielleicht noch früher, mit dem Tag, an dem wir uns kennenlernten. Das war drei Monate davor, bei den Pferdeställen. Meine Haare waren lang, sehr lang, ich hatte sie mir nie geschnitten, obwohl Mutter mich immer wieder drängte, ließ ich sie mir nicht schneiden. Ich hatte sie am Hinterkopf zu einem straffen Dutt zusammengebunden, der groß und schwer war, mein Rock war parfümiert, meine Hände waren sorgfältig mit Seife geschrubbt, ich war schon älter, zwanzig Jahre. Zu Hause ließen sie mich nicht zu Bällen gehen, alles, was ich kannte, waren grüne Felder, der Sonntagsgottesdienst, die Kirche aus kaltem Stein und die Landkarten in den Büchern, die mein Vater mir zeigte. »Siehst du die Straßen, Deborah, siehst du sie?« Und ich fuhr mit dem Finger die Straßen der Städte nach, und sie erschienen mir wie kupferfarbene Flüsse, gewunden wie Schlangen, wie Maserungen im Holz. Der Mann betrat den Stall auf der Suche nach dem Vorarbeiter, aber nur die Hausdame und ich waren da und fütterten gerade die Pferde. Es war November, wir verbrachten einen Teil des Herbstes und des Winters auf dem Land, weit weg von London. Ich vermisste die Stadt, aber Vater bestand darauf, zu der Zeit, wenn im Wald die Pilze wachsen und die Astern blühen, im Monat der Kastanien und der Hirschjagd, in das Haus zurückzukehren, in dem er geboren war. Ich bemerkte, dass der Mann hochgewachsen war und einen blonden Bart und neugierige Augen hatte. Er bat meine Begleiterin, sich zu uns auf eine Bank vor den Ställen setzen zu dürfen. Welche Zügel benutzt Ihr, erkundigte er sich, ohne nach meinem Namen zu fragen, denn den kannte er schon. Er hatte kleine Hände, war ganz anders gekleidet als die Männer des Dorfes und trug einen Ring mit einem kleinen Stein, den ich noch nie gesehen hatte und den er »Saphir« nannte. Wir redeten über das Wetter, über die Kastanien, über die Pferde. Ihre Mähnen schimmerten, mein Körper brannte, das Blut rot, so rot, ich

fühlte, wie es zerplatzte und in winzigen Tröpfchen aufspritzte wie geschmolzenes Metall, rot und orange, wie glühend heißes, flüssiges Glas, wie es mir ins Gesicht stieg. »Euer Gesicht hat die Farbe von Äpfeln«, sagte er und lachte auf, und als die Hausdame sich einen Moment lang entfernte, flüsterte er mir etwas Unanständiges ins Ohr. »Seid Ihr auch so ungestüm wie die Pferde, wenn Ihr geritten werdet?«, und mir wurde schwindelig, und ich schüttelte den Kopf, und da war die Hausdame auch schon wieder zurück und sagte: »Das reicht, Henry, es ist genug, das Mädchen kommt aus einer guten Familie, geh nach Hause.«

Jetzt, viele Jahre später, fühle ich, wie mein Körper mir nicht gehorcht, fühle die gewaltige Last, die auf meinem Kopf und meinen Schultern ruht. Ich nehme an, das bedeutet, dass man mich aufrecht und mit über der Brust gekreuzten Armen begraben hat. Darum drückt das ganze Gewicht auf meinen Kopf und mein Rückgrat, genau an der Stelle, an der der Nacken in die Wirbelsäule übergeht. Diese ganze Erde um mich herum, über mir und unter mir, besteht aus irgendeinem Material, das ich nicht erkennen kann. Etwas brennt auf meiner Haut, es ist das Salz dieser Erde, die so hart ist, dass sie mir in die Arme, die Hände und Füße schneidet, Schnitte, so klein wie eine Ameise, wie die Schnitte, die man sich an einem Blatt Papier am Finger zufügt. Und obwohl das Gewicht, das mir gegen Hals und Schläfen drückt, eigentlich unerträglich sein müsste, fühle ich mich stark. Ich packe eine Handvoll Erde und halte sie fest. Jetzt verstehe ich. Diese Erde ist mit Sand vermischt, sie ist aus den fein zermahlenen Schalentieren am Strand entstanden, über mir muss alles Wasser und Salz sein.

Was tue ich hier unter der Erde? Wenn sie mich aufrecht begraben haben, heißt das, dass niemand meinen Leichnam haben wollte. Dass ich verdammt bin. Und, was am schlimmsten ist: dass ich nicht nur tot, sondern auch nicht erlöst bin. O Herr, ich

bin tot. Ich habe auf Dich vertraut, und Du hast mich verlassen. Ganze Ozeane habe ich für Dich überquert, nur um in der Erde vergraben zu werden wie ein Regenwurm, nicht einmal ins Fegefeuer bin ich gelangt, wie konntest Du mir das nur antun, Allmächtiger, gütiger Gott, mein Schicksal hat Dich nicht erbarmt. Deine Augen waren wie Juwelen, ich habe sie trotz allem angebetet und nichts dafür zurückbekommen. Ich war eine gute Ehefrau, zumindest möchte ich das glauben, und Du hast mich dazu verdammt, in salzigem Sand zu enden, wo nichts wächst und nichts gedeiht. Warum? Warum hast Du mich verlassen?

Und plötzlich erscheint mir das Antlitz von Anne Hutchinson, bleich, mit tiefen Ringen unter den Augen, ihr loses Haar, ihre weißen Hände, direkt vor mir, hier unter der Erde, und ich verstehe.

2. CALLE DEL CALVARIO (JETZT)

Und so beginne ich diese Geschichte auf der sonnenverbrannten Hochebene. Ich finde eine Wohnung in einer Straße, die wie alle Straßen in Madrid nach irgendeinem katholischen Kaff in Kastilien benannt ist. Ich glaube, in Madrid wird es mir besser gehen. Ich hoffe es. Beinahe bin ich optimistisch. Beinahe. Ich bin dermaßen abgestumpft, dass ich lange brauche, um die Unterschiede zu erkennen, obwohl sie sofort ins Auge fallen.

Zum Beispiel: In Madrid sind alle freundlich. Vor allem nachmittags. Es dauert eine Weile, bis ich kapiere, dass es daran liegt, dass nachmittags alle betrunken sind. Der Erste, dem ich auf die Spur komme, ist der Portier unseres Hauses, ein Belorusse mit gegeltem Haar und Prince-of-Wales-Anzug. Morgens grüßt er nicht mal, aber nachmittags überschlägt er sich fast. Er zwinkert mir zu und erzählt mir leicht schwankend dreckige Witze. Ich brauche ungewöhnlich lang, um zu verstehen, was mit ihm los ist, weil man Wodka nicht im Atem riechen kann. Der alte Fuchs.

Mit dem restlichen Viertel ist es das Gleiche. Morgens ist es kühl, und bis um zwölf Uhr mittags scheint jeder zu schlafen. Dann recken und strecken sich alle, wehleidig und verkatert. Die Kellner, die Verkäufer, die Frau vom Tabakladen, die ganze Nachbarschaft ist verschlafen wie ein Dorf. Ganz anders am Abend. Nach kurzer Zeit stelle ich fest, dass ich einen Anfängerfehler gemacht habe: Ich habe eine Wohnung über einer Bar mit Terrasse gemietet. Jede Nacht dudelt *Manzanita*, und wenn die Nachbarn verlangen, dass endlich Ruhe einkehrt und die Bar schließt, legen die Autoradios mit Cumbia und Reggaeton los. Abfeiern ist das oberste Gebot der Stadt, und meine Straße

ist ihr Tempel: eine Karaokebar im Vollrausch, die um fünf Uhr morgens zur Hochform aufläuft.

Eine Karaokebar im Vollrausch und im Dauerfieber. Niemand hat mir gesagt, wie heiß es in Madrid ist, vielleicht habe ich auch alle Warnungen ignoriert. Ich bin Mitte August hierhergezogen, was bedeutet, dass ich in einem Backofen sitze, der ununterbrochen läuft und den Asphalt bis in die Nacht hinein aufheizt, sodass ich nicht schlafen kann. Die Umzugskartons bleiben wochenlang unausgepackt, weil ich zu matt bin, um auch nur einen Finger zu rühren. Zur Aufheiterung kaufe ich in einem modernen Laden um die Ecke Pflanzen, die in null Komma nichts eingehen. In Madrid will einfach nichts gedeihen. Alles, was nicht schon verdorrt ist, tut es über kurz oder lang.

Eines Tages komme ich im Aufzug mit der Frau ins Gespräch, die über mir wohnt. Sie ist ein wenig älter als ich – was man ihr nicht ansieht –, hat dunkles Haar, leicht schrägstehende Augen und helle Haut. Ich betrachte sie: Pferdegebiss, freundliches Lächeln, rot geschminkte Lippen, geblümtes Kleid. Ihr Name ist Sonia. Mir fällt auf, dass sie straffe Schenkel, zarte Haut und müde Augen hat. Sie trägt goldene Ohrringe. Mit hoher, müder Stimme fragt sie mich, ob ich wegen der Hitze auch nicht schlafen könne. Ich sage, nein, kann ich nicht. Sie lädt mich auf eine Limonade in ihre Wohnung ein, und ich nehme an. Ich habe sowieso nichts Besseres zu tun.

Die Wohnung ist hübsch und hell. Bücherregale aus Obstkisten, überall Pflanzen, der Fußboden mit Büchern übersät. Ich frage mich, ob die Pflanzen aus Plastik sind oder ob sie hexen und Leben erzeugen kann. An den Wänden hängen Teppiche – »um den Lärm abzuhalten«, sagt sie.

Sonia schenkt mir eine Limonade ein und erzählt weiter. Ihre hohe Stimme stört mich ein bisschen, aber vielleicht liegt das daran, dass ich so lange nichts mehr mit anderen Menschen zu

tun hatte. Ich bin es nicht mehr gewohnt, mehr als eine Stimme im Raum zu hören.

»Lebst du allein?«, frage ich mit geheucheltem Interesse.

»Ja.«

»Super.« Ich betrachte die Bücher, die überall herumliegen, in den Regalen, auf dem Boden, zwischen den Möbeln. »Arbeitest du an der Uni?«

»Nicht wirklich. Zurzeit studiere ich nur.«

Sie rutscht unruhig auf dem Stuhl herum. Die Antwort scheint sie nervös zu machen. Ich lächle und sage, um sie zu beruhigen: »Ich arbeite nicht.«

»Ach nein? Wieso nicht?«

»Weil ich nicht arbeiten muss.«

Sonias Lider flattern wie die Flügel eines Kolibris. Bsss.

»Und was macht dein Mann?«, fragt sie.

»Ich bin nicht verheiratet.«

»Aha.«

Bsss.

Endlich hat sie kapiert, was ich meine. Ich will ihr zu verstehen geben, dass ich reich bin.

Schade, dass es nicht stimmt. Ich habe nur ein bisschen Geld von dem übrig, was ich gemacht habe. Was ich mit mir habe machen lassen. Genug, um ein ganzes Jahr nicht arbeiten zu müssen. Trotzdem macht es Spaß, ihren Gesichtsausdruck zu beobachten, als ich es andeute. Reich. Es macht Spaß, die unterschiedlichen Regungen zu beobachten, die sie durchlaufen: leichte Verblüffung, gefolgt von mühsam beherrschtem Neid, der, wenn er vorbei ist, zu etwas Unsichtbarem, aber Hartnäckigem kondensiert, das an ihr klebt wie Gestank: Jeder, der dich für reich hält, will etwas von dir. Sie wollen dein Geld. Oder zumindest etwas Vergleichbares. Wenn ihnen das bewusst wird, fühlen sie sich beschämt und ein bisschen schuldig. Wie ich gelernt habe, ist Schuldbewusstsein ein äußerst unangenehmes

Gefühl, das wir alle wieder loswerden wollen. Und diese Welle von Empfindungen, die innerhalb von Sekunden über deinen Gesprächspartner hinwegschwappt, verleitet ihn oder sie unbewusst dazu, dir ständig etwas anzubieten, um sich von diesem unangenehmen Gefühl zu befreien.

»Hättest du Lust, diese Woche mal mit mir essen zu gehen? Ich kenne einen großartigen Peruaner«, sagt sie. »Du bist eingeladen.«

Hab ich's nicht gesagt? Klappt immer.

In dieser Nacht, als die Erde glüht und mich mal wieder Schlaflosigkeit quält, sitze ich im Licht des Bildschirms vor meinem Computer und surfe stundenlang im Netz, wie so oft auf der Suche nach etwas, was mich beruhigt. Heute finde ich es in Flussbetten, im Meer, in alten Landkarten und in den Geschichten derjenigen, die schon lange vor uns ertrunken sind. Um sechs Uhr morgens stoße ich auf das Porträt einer Frau, die 1642 erlebte, wie ein Mädchen ertrank. Sie beschreibt das in einer Chronik, die jemand in einen Blog eingestellt hat. Der Post trägt den Titel »Die Chroniken der Kauterisation«, das Bild zeigt eine Frau mit ernstem Blick und geschürzten Lippen. Ich lese, mit welcher Seelenruhe sie schildert, wie ein totes Baby aus dem Fluss gezogen wurde. Ich lese ihren Namen, Deborah Moody, eine Puritanerin, die im siebzehnten Jahrhundert in die nordamerikanischen Kolonien auswanderte. Ich betrachte ihr Gesicht, das an ein gemästetes Ferkel erinnert, die hervorstechenden Augen wie zwei hartgekochte Eier. »Die erste Frau, die eine Kolonie gründete. Die Erste, die in der Neuen Welt eine Stadt plante«, steht in den Foren über historische Verbrechen.

Ich stelle mir vor, wie sie eine Furche in den Boden zog, als würde sie ein Tier zerlegen, effizient, mit nur den allernötigsten Handbewegungen, eine Frau, die genau weiß, was sie tut. Ein Kreuz auf dem Boden, in der Mitte ein Platz. Fertig. So hat sie ihr Dorf erschaffen. Heute ist das viel komplizierter,

du kannst nicht einfach aus Lust und Laune irgendwo Löcher buddeln. Schade. Wenn das ginge, würde ich höchstpersönlich eine Bohrmaschine zur Hand nehmen und mir einen Tunnel graben, um von hier zu verschwinden, ich würde mich in ihn einbuddeln, dann wäre ich sicher und hätte meine Ruhe und müsste nicht atmen.

Am nächsten Tag esse ich mit Sonia in einem mittelmäßigen Restaurant im Zentrum zu Abend und erfahre, dass sie als Escort-Dame für Bauunternehmer arbeitet. Zementfabrikanten, Aluminiumproduzenten. Männer mit Zigarre, die millionenschwere Verträge unterzeichnen, während sie ihnen im Separee eines Restaurants unter dem Tisch mit bodenlanger Decke einen bläst. An der Plaza de les Glòries habe ich mal über Begegnungen dieser Art mit Stadtverordneten reden hören, aber ich hielt das für eine Stadtlegende. Stadtplanerlegenden, nannten wir sie im Büro. Haha. Aber jetzt widert mich Sonias Vertraulichkeit an, nicht wegen dem, was sie erzählt, sondern weil sie mich nicht kennt. Es gefällt mir nicht, dass sie es mir erzählt hat, jetzt pappt ihr Geheimnis an mir wie eine feuchte Qualle. Eine Woche später beschließe ich, mir eine Wohnung zu suchen, in der ich mit niemandem reden muss. Ich ziehe in ein Bürogebäude an der Castellana, in dem ein paar Dachgeschosswohnungen zur Vermietung stehen. Ich will keine Freundinnen haben. Ich hatte mal Freundinnen, hat mir auch nichts genutzt.